



Manfred Lafrentz

In den Falten des Himmels

Kiel im Sommer 1644

Historischer Roman

VERLAG
Kadēra

Manfred Lafrentz

In den Falten des Himmels

Kiel im Sommer 1644

Historischer Roman

kad^{VERLAG}**ERa**

Manfred Lafrentz: In den Falten des Himmels. Kiel im Sommer 1644. Historischer Roman

1. Auflage

ISBN: 978-3-948218-25-6

Dieses Buch ist auch als Print erhältlich und kann über den Handel oder über den Verlag bezogen werden.

ISBN: 978-3-948218-24-9

Covergestaltung: Motiv aus dem Adobe Stock, finalisiert von Annelie Lamers

Lektorat: Günther Döscher

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Kadera Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.

<http://www.kadera-verlag.de>

Der Kadera Verlag ist ein Imprint der Bedey Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

<http://www.bedey-media.de>

Inhalt

[Prolog](#)

[I](#)

[II](#)

[III](#)

[IV](#)

[V](#)

[VI](#)

[VII](#)

[VIII](#)

[IX](#)

[X](#)

[XI](#)

[XII](#)

[XIII](#)

[XIV](#)

[XV](#)

[XVI](#)

[XVII](#)

[XVIII](#)

[XIX](#)

[XX](#)

[Epilog](#)

[Der Autor](#)

Prolog

»Es ist Laschheit eingekehrt in die Welt«, sagt Petrus Witte.

Der Stadtvogt nickt. »Der Krieg hat sie weich geprügelt und die Menschen stumpf gedroschen.«

»Tage um Tage reise ich durch die Lande. Kaum noch werden Hexen gebrannt in Mecklenburg.«

»Es fehlen die Arbeitskräfte, Herr Commissarius«, sagt der Stadtvogt zaghaft. Obwohl er nicht alt ist, verlaufen zwischen seiner Nase und den Ohren dicke, vertikale Falten, sodass sein Gesicht wie ein Beutel aussieht, der schwer und schlaff vom Schädel herabhängt. »Der Krieg hat die Männer mit sich genommen. Die Frauen tun die Arbeit. Wer soll die Arbeit tun, wenn die Frauen brennen?«

Petrus Witte will das nicht gelten lassen. »Eine Hexe ist eine Hexe. Wenn sie arbeitet, ist es Hexenarbeit. Wollt Ihr Hexenarbeit in Eurer Stadt?«

Der Ratsherr schüttelt resigniert den Kopf. Sein Beutelgesicht schwingt sacht hin und her.

Witte zeigt mit dem Finger auf die Frau, die vor ihnen an dem Seil hängt, das sie an ihren hintern Rücken zusammengebundenen Armen nach oben zieht. »Seid froh, dass sie überführt ist. Wer weiß, was sie getan hätte. Wenn man die Hexen nicht aufmerksam genug verfolgt, ist das ein Zeichen für das Wirken des Teufels.«

Der Stadtvogt macht ein unbehagliches Gesicht. Er presst die Lippen zusammen, und aus seinen tiefen Falten wachsen dicke Wülste. Dann strafft er sich und nickt entschlossen.

Der Scharfrichter lässt die Frau herab und räumt seine klirrenden Gerätschaften beiseite. Sie liegt auf dem Steinboden und wimmert. Ihr Leib erscheint unheilbar zusammengezurr, als müsste er zerbrechen, wenn er sich streckte. Die Luft ist muffig, es riecht nach kaltem Schweiß.

Witte ist zufrieden. Seine Aufgabe ist getan. Urteilsspruch und Exekution wird er nicht abwarten und nicht bleiben, um

die Hexe brennen zu sehen. Der Anblick freut ihn nicht, nur der Gedanke, dass durch Feuer Reinheit entsteht. Da sie ein Geständnis abgelegt hat, wird man sie erdrosseln, bevor der Scheiterhaufen entzündet wird. Eine Gnade, die Witte billigt.

Die Worte klingen ihm noch in den Ohren. Vom Schwellenguss hat die Hexe gesprochen. Von Teufelsbuhlschaft und vom Hexensabbat. Von allem, nach dem er gefragt hat.

Die gelehrte Auffassung der Hexerei beeindruckt die Menschen in den kleinen Städten anders als in den großen. Dort will man zu Wittes Verdruss nichts hören von Flug und Sabbat, von der großen Gemeinschaft der Hexen in allen Ländern, von den Menschen, die sich zusammengetan haben und von Gott abgefallen sind, um dem Satan zu huldigen. Nicht einmal wenn die Hexen ihr Treiben gestehen.

Dabei ist es offensichtlich. Wo er auch hinkommt in Mecklenburg: verwüstete Felder und menschenleere Dörfer. Raben sitzen auf Leichen und picken. Sie sind die einzigen, die satt werden. Die Gesichter der Leute sind vom Schrecken gezeichnet wie mit Messern: tiefe Linien überall, vernarbtes Entsetzen, verwildertes Augenlodern. Das ist fruchtbarer Boden für Witte. Es ist, als hätten sie nur auf ihn gewartet, um den Krieg aus sich herauswuchern zu lassen, während die Obrigkeit nichts tut, um die Verzweiflung zu lindern. So auch hier, in dieser kleinen Landstadt zwischen Rostock und Wismar.

Seine Ermahnungen sind erfolgreich gewesen, seine Ansprachen haben die Leute beeindruckt. Die Welt ist aus den Fugen geraten, das wissen sie. Böse Geister treiben ihr Unwesen zwischen ihnen und dem Himmel, aus dem es oft regnet. So viel Unheil. Verlust der Familie und der Häuser und Höfe. Verwüstete Äcker. Brand. Mord. Plünderung. Hungersnot. Da kommt Misstrauen auf. Wo kommt all das Unheil her?, fragen die Leute. Witte sagt es ihnen.

Überall sind die Hexen. Sie haben alle das gleiche Ziel: Unglück über die Menschen zu bringen und die Herrschaft

des Teufels zu errichten. Man erkennt sie nicht, wenn man sich nicht auskennt. Sie leben unerkannt unter den anderen, als ständige Bedrohung. Tag und Nacht zaubern sie zum Schaden der Menschen. Du da, ist dein Mann nicht krank geworden? Und du! Ist nicht deine Kuh gestorben? Ist nicht das Korn verdorben auf deinem Acker? Hat es nicht geregnet, gehagelt, gewittert?

Die Leute nicken. Diese Beispiele verstehen sie. Da kommen schnell Namen. Manchmal sind es vielleicht alte Rechnungen, die beglichen werden sollen. Sei's drum! Die Schuldigen müssen gefunden werden, und lieber zehn Unschuldige verbrennen, als eine Schuldige laufen lassen.

Das herzogliche Amtsgericht hat mit Wittes Hilfe Indizien gesammelt und Zeugen aufgetrieben, um die Hexe, die nach seiner Ansprache an die Menschen des Städtchens angezeigt wurde, zu entlarven und die Tortur zu rechtfertigen. Denn gestehen müssen sie, die Hexen.

Ja, es ist erstaunlich, was alles zum Vorschein kommt, wenn man tief genug bohrt. Manchmal wissen die Leute nicht, was alles des Teufels ist. Man muss es ihnen erklären. Dafür ist Witte gekommen, dafür reist er umher, damit der Eifer nicht nachlässt.

Aus Magdeburg ist er und hat erlebt, was der Krieg mit einer Stadt macht. Die Kaiserlichen haben sie verwüstet wie keine Stadt vorher verwüstet wurde. Er hat es gesehen, und im Pulverdampf, der dicker ist als jeder Nebel, hat er angefangen zu hassen. All jene zu hassen, die das Unheil über die Welt bringen. Die Hexen sind schuld, aber auch die Katholischen, die dem Antichristen in Rom folgen. Sie sind allesamt des Teufels, denn auf die Ketzerei folgt die Hexerei. Das ahnen die Papisten nicht, während sie noch die Zauberer verfolgen und verbrennen.

Er erträgt nicht, dass die Protestanten den Katholiken im gerechten Kampf für Gott nachstehen. Er hat den Auftrag Gottes gespürt, den Eifer zu schüren, durch den die Feinde Gottes vernichtet werden müssen.

Dass der Eifer nachgelassen hat, daran ist der Krieg schuld. Zu wenig Prozesse hier in Mecklenburg und sonst im Norden. Das will er ändern. Das muss er ändern. Das ist sein Auftrag, den er demütig angenommen hat. Er ist ein Vogt Gottes, soll für Ordnung sorgen in dessen Reich. Rechtschaffen will er seine Arbeit tun, wie es sich gehört für einen, der als Knecht des Guten den Menschen verpflichtet ist, die Gott als ihren Herrn anerkennen.

In Magdeburg ist er Prädikant gewesen, hat alles aufgesogen, was man ihn lehrte. Hat sich bei den Pastoren vieles abgeschaut und in den Predigten, die er halten durfte, Worte der Mahnung gefunden. Manchmal ist er den Pastoren zu eifrig gewesen, wenn er der römischen Kirche Fluchworte entgegenschleuderte. Dann hat er den Kopf eingezogen und nicht gemuckst, aber im Stillen war er wütend auf die Maulfrommen, die durchgehen ließen, was die reine Lehre gefährdet. Er betrachtet es als seine Lehrzeit. Seit er unabhängig durch die Lande zieht, hat er gemerkt, wie gut er sein Handwerkszeug gebrauchen kann.

In Magdeburg mochte Petrus Witte nicht bleiben. Es drängte ihn hinaus in die Welt, denn mitten im Brandchaos, zwischen Tod und Plünderungen, hat Gott zu ihm gesprochen, ihn in seinen Dienst gestellt und ihm befohlen, die Schuldigen an all dem Leid aufzuspüren und zur Vernichtung zu führen. Den Titel Commissarius hat er sich selbst verliehen, nach dem Vorbild anderer Männer, die er getroffen und begleitet hat bei ihrer frommen Tätigkeit, die sie durchs ganze Reich führt, immer auf der Jagd nach den Werkzeugen des Teufels. Von jenen hat er Briefe und Urkunden erhalten, die ihn als frommen Hexenjäger im Dienst der Kirche ausweisen und ihn berechtigen, den Solddienst abzulehnen.

Er hat gelernt, wie man die Hexen erkennt, wie man sie mit den richtigen Fragen listig entlarvt, damit die Obrigkeit keine andere Wahl hat, als sie zum Tod zu verurteilen. Immer geschickter ist er geworden, hat Routine erworben,

hat sich hier und da einen Namen gemacht. Es lebt sich leidlich auf diese Weise. Er ist nicht, wie andere, besonders auf der Jagd nach den wohlhabenden Hexen, um seinen Anteil einzustreichen, wenn die Richter deren Besitz konfiszieren. Unterkunft und Essen reicht ihm, und die Befriedigung, den Feinden Gottes das Handwerk zu legen. Gott, sein Dienstherr, soll mit ihm zufrieden sein. Er fragt nicht nach Lohn, aber er weiß, er ist ihm sicher.

Sein Bart ist grau geworden, obwohl er noch nicht vierzig Jahre alt ist. Aber das stört ihn nicht. Im Gegenteil, es verleiht seinem schmalen Gesicht etwas Eisernes, das seine Autorität unterstreicht. Eine Autorität, die er nötig hat, besonders hier in diesem Land, in dem es noch wüster ist als anderswo.

Er versteht die Verzweiflung der Leute, die übriggeblieben sind, nachdem schwedische und kaiserliche Heere hin und her gezogen sind. Hin und her. Hin und her.

Trotzdem muss er das Volk ermahnen, hier und anderswo, die Hexen anzuzeigen. Muss den Leuten begreiflich machen, wessen Werk das ganze Unheil ist. Der Stadtvogt hat ihm nahezu freie Hand gelassen. Eine kluge Entscheidung. Denn der Beamte weiß, wie schnell ein Aufruhr entsteht, wenn die Obrigkeit zu milde und die Verfolgung der Zauberinnen zu lasch ist.

Die Appellation der Angehörigen an den Landesherrn ist erfolglos geblieben, ganz wie Witte es erwartet hat. Er bedauert nicht, dass die Prozessakten wegen der Kriegszeiten nicht oder nur verspätet an die juristische Fakultät der Universität zu Rostock versendet werden können. Wenn doch eine Rechtsbelehrung eintrifft, ist der Prozess schon beendet. Lieber eine Rüge riskieren als die Verhinderung des Prozesses oder der Tortur, sagt sich der Stadtvogt. In den großen Städten hat man ohnehin andere Sorgen, und kosten tun die Belehrungen auch noch ein schönes Geld. Witte bestärkt ihn und spricht viel vom Willen

des Volkes, das rabiat werden kann, wenn ihm sein Recht verweigert wird.

Die Hexe auf dem Boden der Marterkammer rührt sich und richtet sich mühsam halb auf. Ihre Augen sind verschleiert, aber sie spricht laut und deutlich.

»Was Ihr tut, könnt Ihr nur tun, weil Krieg ist«, sagt sie. »Der Krieg macht aus euch allen einen Haufen Schweine. Das frisst sich durchs Land. Das zerhaut und frisst, was im Weg ist. Macht alles tot und frisst es auf. Mordet, vergewaltigt und schändet. Düngt mit Blut die Felder, damit darauf wieder Krieger wachsen. Wer am Krieg teilnimmt, hat sein Seelenheil verwirkt. Das sag ich euch. Ihr werdet's noch merken. Die Fresser werden es merken in der Hölle!«

Witte hört unbewegt zu. Was die Frau sagt, interessiert ihn nicht. Was hat er mit dem Krieg zu tun? Hat er ihn gemacht? Er hat nicht mal gekämpft.

Aber es klingt merkwürdig. Ganz ruhig und so, als ob es von woanders her käme als aus dem Mund dieser Hexe. Er kann sich denken, wer da spricht, und ihm wird unbehaglich. Er leckt salzigen Schweiß aus seinen Mundwinkeln.

»Halte Sie das Maul!«, sagt er scharf. »Der Teufel hat Ihr das eingegeben.«

Die Hexe spricht unbeeindruckt weiter. Ihre Stimme wird lauter, eindringlicher. Ihre Augen, die das Licht der Fackeln an den Steinwänden der fensterlosen Marterkammer reflektieren, scheinen zu glühen.

»Der Krieg kann alles. Er macht Menschen zu Soldaten. Bürger zu Bettlern. Bauern zu Wölfen. Unschuldige zu Schuldigen. Lebende zu Toten. Leiber zu Asche ...«

»Lasse Sie das Widergebell!«, unterbricht Witte sie. »Niemand will es hören, dieses Hexengeschrei.« Er gibt dem Scharfrichter ein Zeichen, und dieser hebt die Frau auf und trägt sie aus der Kammer. Hart packt er sie an und achtet nicht auf ihr Stöhnen.

Witte wendet sich dem Stadtvogt zu, dessen Gesicht bleich geworden ist. »Lasst Euch nicht beirren von diesem

Geschwätz. Das sind die Listen des Teufels. Gut, dass sie brennen wird.«

Der Stadtvogt nickt und schweigt.

Petrus Witte macht Pläne. Er will sich weiter nach Norden wenden. Bis in die Herzogtümer Schleswig und Holstein will er hinauf. Auch dort wird es Hexen geben, die sich verborgen halten, die nicht erkannt werden.

Witte wird sie aufspüren. Alle.

Alle sollen brennen.

KAPITEL

I

Kiel liegt da wie eine geschändete Jungfrau, denkt Hannes Becker. Ungläubig. Erschrocken. Starr. So ist es immer bei den Einquartierungen.

Er schaut hinüber zur Stadt, wo sich jetzt Soldatenläuse mit Bürgerwanzen mischen sollen. Sie ist von Wasser umgeben wie eine Insel, während rundum zwischen Hügeln und Wald kahle Felder liegen. Schwedenbeute. Kiel muss nun dafür herhalten. »Wir ziehen immer dem Hunger hinterher«, denkt er. »Wo ist noch Land, das wir leerfressen können?«

Aber die Kieler sollen sich nicht beklagen. Die Schweden sind fort, haben ihre Schiffe in der Nacht auf der Förde an den Dänen vorbeigesegelt. Es hat nur wenig Kampf mit den letzten im Schloss verschanzten Schweden gegeben, als die Kaiserlichen in die Stadt einmarschiert sind. Drei Tage ist das her. Jetzt platzt die Stadt aus allen Nähten. Nicht alle finden dort Quartier. Die gemeinen Soldaten müssen im Zeltlager vor der Stadt bleiben.

In seinem Rücken hängt der Rauch in Klumpen über den Feuern, fast massiv, wie zerfasernder Stoff, wie die Decken, die sie mitschleppen, die wegen ihrer Fadenscheinigkeit nachts kaum Wärme halten können. Der Geruch des Rauches ist der schönste, denn alles andere ist Gestank.

Um die Kessel herum, die an Ketten über eisernen Gestellen hängen, sitzen die Soldaten wie ein Haufen Bettler und Wegelagerer, erkennbar nur an der Binde am zerlumpten Ärmel, anderswo hilft auch ein Zweig am Hut. Kaum einer kann sich anständige Kleider kaufen.

Und kaum einer von ihnen hat das Kriegshandwerk erlernt. Das Heer besteht aus ausgehobenen Knechten und Bauernsöhnen, aus begnadigten Verbrechern, aus überzähligen Gesellen und ruinierten Handwerkern. Lieber Soldat sein als Zivilist! Das ist es, was sie eint. Dafür lassen

sie sich hin und her durch das Reich schieben, lassen sich wieder anwerben, wenn ein Heer aufgelöst wird. Wo kann man in dieser Zeit noch richtig fressen und saufen, wenn nicht im Quartier? Auf den Märschen muss Beute gemacht werden, denn Sold gibt es kaum. Was soll man machen? Plündern, totschiagen und das andere: den Mädchen die Hosen unter den Röcken aufreißen.

Der Krieg eilt ihnen voraus wie ein Gespenst, nimmt, wo er hinkommt, Quartier in den Seelen der Menschen, und wo er noch nicht gewesen ist, sieht Becker ihn längst in den Augen der Menschen wohnen, wenn die Armee einrückt. Dort ist der Krieg ein vertrauter Schrecken, dessen tatsächliche Ankunft nicht mehr als etwas Außergewöhnliches aufgenommen wird. Manchmal findet Hannes Becker das wüste Land, das sie hinterlassen, schön. Wo nichts mehr ist, nur Frieden.

Vielleicht sind wir alle mit Wandersucht infiziert wie mit einer Pest und können nicht mehr anders, denkt er.

Viele kommen von weither. Man versteht nicht die Sprache eines jeden Kameraden, aber alle verständigen sich über Stöhnen und Fluchen. Das versteht jeder. Und stöhnen und fluchen tut jeder, wegen der Löcher, die man Wunden nennt.

Hannes Becker hat keine Wunde im Leib wie so viele andere, die er darum beneidet. Löcher in den Armen, in den Schultern, sogar in den Ohren. Nicht in den Beinen, denn dann ist es vorbei mit dem Soldatenleben.

Dem da sind im letzten Winter drei Zehen erfroren. Und dem da haben sie ein Auge ausgeschlagen – er hat nun ein Loch unter der schwarzen Kappe. Aber ein Auge hat er ja noch. Einäugige kämpfen nicht schlechter als Zweiäugige.

Die Besitzer der Löcher werden gepflegt, von ihren Frauen oder von den Huren, die überall hin mitkommen. Wenn sie sterben, werden sie selber zu Löchern, die die Generäle und Ausheber stopfen müssen.

Durch Beckers Löcher kann man nicht hindurchsehen. Sie sind in seinen Gedanken, mit wunden, brandigen Rändern, die einen Gestank absondern, der nicht in der Nase ist und nicht weggeht. Gespenstergestank. Auch die Löcher in den Kameraden stinken, aber man kann sie sehen und pflegen und vielleicht heilen sie. Seine Löcher erscheinen ihm unheilbar. Sie haben sich in seine Seele hineingefressen.

Die anderen sagen, der Krieg verschont den Hannes Becker, weil er den Hannes Becker liebt. Und er antwortet darauf: »Der Krieg liebt mich, aber Gott hasst mich.«

»Das darfst du nur im Geiste sagen«, raunen die anderen dann. Er versteht es nicht, wenn einer so etwas sagt. Ein Geist, in dem man spricht. In was für einem Geist? Er denkt an Gespenster, die in den Menschen herumheulen und Worte auffangen, die keiner hören soll.

Hört Gott nicht ohnehin alles? Er straft nicht so schnell wie der Feldweibel. Aber vielleicht härter und so, dass es länger zu spüren ist.

Grund genug hat er. Das weiß Hannes Becker. Wir sind Wölfe.

Er glaubt alle Geschichten, die seine Kameraden erzählen. Sie sind sicher alle wahr; bei einigen war er dabei. Der da hat ein Kind gespießt, jener eine Jungfrau zu Tode geritten, und dieser da hat es umgekehrt gemacht. Das sitzt zusammen und lacht und frisst. Sie zeigen sich gegenseitig die Bilder, die die Pfennigmaler im Tross von ihnen gemacht haben. Sie schenken sie den Mädchen, die sie zurücklassen. Denjenigen, die sie nicht zu Tode geritten haben.

Das Himmelreich hat es uns längst gekostet, denkt Hannes Becker, ansonsten kann kein Gott sein.

Aber es sind Kameraden. Mit ihnen ist er im Hagel marschiert, dass die Gesichter bluteten. Mit ihnen zusammen hat er das harte Soldatenbrot gekaut, bis das Blut um ihre Zähne schäumte. Sie wissen voneinander, dass sie sich manchmal in die Hosen scheißen, wenn sie auf den Feind zurennen. Das schweißt sie zusammen. Keiner ist

besser als die anderen. Der da schlägt ein Schwein tot und frisst es. Und der da schlägt einen Menschen tot und frisst ihn. Man sieht darüber hinweg oder frisst mit. Sie wissen alles voneinander. Der Tod ist das einzige Geheimnis, das jeder für sich alleine lüftet.

Die Stadt da unten lockt. Es zuckt ihn in den Beinen. Er ist ruhelos, aber er weiß nicht, was er will. Frieden ist eine seltsame Idee. Was tut man, wenn Frieden ist? Aber wozu darüber nachdenken? Der Krieg bricht immer wieder aus, wie eine Eiterbeule, die nicht heilen will. Nur mal raus aus dem Lager. Dem trüben Licht entkommen, das durch die leinenen Zeltwände fällt, zwischen die er sich jetzt nicht zurückziehen mag.

Durch die Lagergassen geistern bleiche, hohläugige Gesichter. Es gibt immer Kranke: Ruhr, Schafshusten, Fleckfieber. Den Gestank der Lager nimmt Becker nicht mehr wahr, er sieht ihn nur in den Gesichtern, wenn welche von außen kommen. Die Feldscher und Wundärzte tun ihr Bestes, jedenfalls wenn man ihnen glauben will. Becker kommt es vor, als wären sie immer in Eile und auf dem Weg zu einem dringenderen Fall. Man sieht sie nur im Laufschrift, genau wie die Hurenweibel, die aufpassen sollen, dass die Huren des Trosses sich nicht die Vorräte des Lagers aneignen. Da passen auch die Soldaten auf. Allerhand zweifelhaftes Gelichter sammelt sich an neben den üblichen Ehefrauen, Soldatenkindern, Marketenderinnen, Händlern, Köchen, Handwerkern, Fuhrknechten, die die Armeen hinter sich her ziehen. Es ist ein Volk auf Wanderschaft. Und natürlich gehören dazu die Viehhirten, die eine besondere Nase für verstecktes Vieh haben. Becker hat gehört, dass die Einheimischen den Weidehügel, um den und auf dem das Lager errichtet wurde, Kuhberg nennen. Kühe sind nicht zu sehen. Man hat sie in Sicherheit gebracht, vermutlich in den Wäldern versteckt. Aber das kennen die Viehhirten des Trosses. Die werden sie schon finden, wie immer. Die folgen dem Geruch von Rinderdung wie Hunde.

Becker schlendert an den Wagen vorbei und an den Koppeln des Stadtfeldes, auf denen die Pferde grasen. Es zieht sich zu. Gerade eben war es noch sonnig und warm. Obwohl Sommer ist, weht nun der Wind kalt durch die Wundlöcher der Soldaten.

So bleiche, weiße Hügel, so dunkles Gewölk. Wie das Golgatha, das der Pastor zu Hause beschrieben hat. Becker zieht die Schultern ein und denkt an die Strafen Gottes.

Dem Kuhberg zu streben die unregelmäßig stehenden Häuser der Vorstadt vor der Stadtmauer, um eine Straße herum, auf der es auf das äußere Tor zugeht. Hinter diesem führt eine Brücke über den breiten Wassergraben, der die Stadt umschließt und den die Einheimischen den Kleinen oder Lütchen Kiel nennen.

Wind weht den Staub der Straße auf. Dürres Gras schlackert. Ein faulig-salziger Geruch liegt in der Luft, den Becker bislang nicht gekannt hat. Meeresgeruch, ebenso fremd wie das ewige Zischeln der Wellen. Ihm ist, als könnte er in dem Wind, der von der Stadt herüberweht, Stöhnen und unterdrücktes Fluchen hören. Geräusche, wie sie gern von Siegern gehört werden, jedenfalls wenn sie von den Eroberten kommen.

Während er auf das Tor zugeht, sieht Becker rechts davon Fischerboote im Hafen liegen. Soldatenkinder aus dem Tross jagen Möwen am Ufer der Förde. Ihre Väter liegen am Strand vor der Stadtmauer und lassen lederne Feldflaschen kreisen. Sie lachen über das Gekreische von Kindern und Vögeln, imitieren das Gewimmer der Möwen. Vielleicht sind unter den Kindern auch ein paar Soldaten, einige von denen, die man Halbe nennt. Halbe Soldaten. Eigentlich nur Jungen, aber wie sollen die Armeen aufgefüllt werden, wenn so viele Soldaten sterben?

Etwas weiter weg pissen Soldaten ins Meer. Als ob es ihnen nicht voll genug wäre.

Am äußeren Tor erheben sich drei Türmchen über der Durchfahrt, die offen ist für den steten Strom der Soldaten,

hinein und heraus. Auch die, die keine Einquartierung abbekommen haben, wollen ihr Vergnügen. Ihre größte Sorge ist, dass die Schweden schon alles aufgefressen und ausgesoffen haben. Ruppig muss man sein, damit die Bürger herausrücken was noch da ist. Nur keine falsche Bescheidenheit!

Jeder hat da so seine Methode. Manche schrauben die Feuersteine von ihren Pistolen ab und zwängen die Daumen der Opfer an ihre Stelle. Andere zerschneiden Fußsohlen und streuen Salz in die Wunden. Man kann auch ein Rosshaar durch die Zunge ziehen und es langsam auf und ab bewegen oder ein mit Knoten versehenes Seil um die Stirn binden und mit einer Kurbel immer fester zudrehen. Am Ende werden immer Vorräte gefunden.

Hinter dem äußerem Torhaus herrscht auf der hölzernen Brücke emsiges Getriebe. Ein paar Höker haben Stände aufgestellt und machen anscheinend gute Geschäfte. Viele der Soldaten wollen nur möglichst rasch in die Stadt. Andere lehnen sich gegen die Brustwehr an den Seiten der Brücke und saufen, meistens mit Weibern im Arm. Ihre eigenen oder Huren aus dem Tross. Die Stadtweiber sind überall zimperlich, zumindest ein paar Tage lang.

Becker entdeckt zwei Mann aus seiner Rotte, die auf ihn zu kommen. August Schwarz ist ein Bulle von einem Mann. Helles Haar, stämmige Arme und Beine. Sein Bart will ihm nicht recht wachsen. Nur vom Kinn bis zum Hals hängen ein paar dürre Zotteln. Das Grinsen ist ihm nicht abzugewöhnen, selbst im Gefecht nicht. Möglicherweise macht er damit die Gegner verrückt. Der Schlapphut hängt ihm im Nacken, als er Becker entgegentorkelt.

»Potz Blut, Hannes!«, schreit er. »Endlich kommst du!« Er hält ihm einen Schlauch entgegen. »Sauf, Bruder!«

Becker schüttelt nur lächelnd den Kopf.

Schwarz haut ihm auf die Schulter. »Der Regimentsprofos ist nicht in der Nähe. Der rennt durch die Stadt und hält die Ordnung aufrecht. Wenn er sie finden kann.« Er lacht mit

weit aufgerissenem Mund. Speicheltropfen sprühen Becker entgegen. »Sei nicht so ein Sorgenscheißer, Hannes! Was hat man denn sonst als die Sauerei mit dem Wein und den Weibern?«

Er stößt dem Mann neben sich den Ellbogen in die Seite. »Was sagst du, Fuchs? Sag doch was, Fuchs! Ich kann seine finstere Fratze nicht ertragen. Wo geht's uns besser als im Quartier? Sag ihm das, Fuchs! Sag ihm das!«

Marquard Fuchs ist ein schmaler Mensch mit einem schmalen, hohlwangigen Gesicht. Langes schwarzes Haar ist hinter seine rötlich blauen Ohren geklemmt. Wenn er grinst, wirkt es höhnisch, und es bilden sich scharfe Falten unter seinen Backenknochen. Becker mag ihn nicht.

Anders als August Schwarz scheint Fuchs immer auf seinen Vorteil aus, und wie alle solche Menschen hat er Angst, etwas zu verpassen. Beim Essen lässt er seinen Napf nicht aus den Augen. Er schielt sogar, um ihn sehen zu können. »Lass doch den Hannes«, sagt er spöttisch. »Der will mal Feldwebel unserer Compagnie werden. Der passt auf, dass ihm keiner was nachsagen kann.«

August Schwarz schaut Becker verwirrt und misstrauisch an. Dann lacht er. »Na, lass ihn doch Feldwebel werden! Wo ist einer, der ein besserer Feldwebel wär als er? Der Hannes ist in Ordnung. Der wird uns nichts missgönnen. Oder?«

Wieder hält er Becker den Schlauch hin und kneift angespannt die Lippen zusammen. Diesmal ist es eine Aufforderung, die Becker nicht ignorieren kann. Man muss mit den Kameraden auskommen, ob man sie mag oder nicht. Im Gefecht können sie dir das Leben retten. Oder es sein lassen.

Becker nimmt den Schlauch und trinkt. Der Wein schmeckt säuerlich und ist nicht besonders stark. Wahrscheinlich haben die Kieler ihn mit Wasser verdünnt, damit der Vorrat lange reicht. Nichts macht Soldaten schlechter gelaunt als der Mangel an Wein und Bier. Nicht einmal der Hunger.

»Na also!«, schreit August Schwarz und haut Becker wieder auf die Schulter. »Der Hannes! Der ist in Ordnung, Fuchs! Der ist in Ordnung!«

Becker fragt sich, wie Schwarz bei dem gepanschten Wein so berauscht und vergnügt werden kann. Er gibt den Schlauch zurück und will sich an den beiden Männern vorbeischieben. Er will sich die Stadt ansehen. Seine Kameraden sieht er jeden Tag.

»Willst du dir ein Mädchen suchen, Hannes?«, fragt Fuchs. »Die sind spröde, die Kielerinnen. Wirst kein Glück haben. Das sind züchtige kleine Säue, die laut quieken, wenn du ihnen zu nahe kommst.«

August Schwarz lacht. »Potz Blut, das ist gut! Entschuldige, Fuchs, aber du bist ein Schwein! Der Hannes nimmt, was er will. Genau wie du und ich. Und bei ihm werden sie nicht so spröde sein wie bei dir, Fuchs, du hässlicher Vogel!«

Becker grinst anzüglich, wie es von ihm erwartet wird und geht über die Brücke auf das innere Tor zu. Es ist größer als das äußere, dreistöckig, und hat Treppengiebel. Hinter den Fenstern über der Durchfahrt bewegen sich Schemen. Wahrscheinlich haben sich auch dort Soldaten eingenistet, wo gewöhnlich die Torwächter und Gerichtsdiener wohnen.

Bevor er die Durchfahrt erreicht, sieht Becker unten neben der Brücke Ratten herumlaufen, die Brüder im Geiste der Soldaten. Beide sind sie immer hungrig und rücksichtslos und gehen erst fort, wenn nichts mehr zu holen ist.

Als er die Straße hinter dem Tor betritt, fängt es an zu regnen.

KAPITEL

II

Alles scheint gut zu sein an diesem Vormittag. Die Luft ist weich. Es duftet nach Heu. Fliegen surren schläfrig. Von weitem ist das verstohlene Klirren von Kuhketten zu hören, wahrscheinlich von Rindern, die in ein Versteck geführt werden.

Maiken Harder hält ständig Ausschau nach Soldaten, die auf den einsamen, verschlungenen Feldwegen plötzlich auftauchen könnten. Sie weiß, wie trügerisch die Idylle ist, die sie umgibt. Wirklich besorgt ist sie indessen nicht. Sie kennt die Stille des Landes und merkt es, wenn sie gestört wird. Sogar vollkommene Stille – wenn die Vögel scheinbar den Atem anhalten – stört diese vertraute Stille.

So ein Sommertag ist selten, sicher wird das Wetter nicht lange anhalten. Die Sonne lässt die Wipfel der Bäume gelb schimmern vorm blauen Himmel, der wie ein Kleid ist, das sich warm um Maiken schmiegt. Dabei vergisst sie die bedrückenden Stunden, die sie am Morgen bei Verwandten in der Wik verbracht hat, dem Fischerdorf an der Förde nördlich von Kiel. Sie versucht zumindest, sie zu vergessen. Wirklich gelingen will ihr das nicht.

Die Not ist groß. Die Soldaten haben fast alles genommen. Maiken hat gebracht, was sie von ihrem Dienstherrn erbeten hat, und etwas vom Vater, aus dem Garten hinter der kleinen Instenkate, in der er wohnt. Viel ist es nicht. Wer kann in diesen Zeiten schon etwas entbehren?

Im Haus der Tante hielt sie es kaum aus. Der bittere Gestank der Krankheit mischt sich dort mit dem scharfen Geruch nach schimmligen Stroh, der durch die Nase in den Hals kriecht und dort wie mit Mäusepfoten an den Wänden kratzt, sodass man husten muss. Zwei der Kinder liegen matt im Alkoven. Sie strahlten, als sie sahen, was Maiken brachte: ein bisschen Brot, ein paar Äpfel und Kartoffeln,

Stachelbeeren und Waldbeeren. Etwas in den Mund bekommen. Den Hungertod ein wenig aufschieben können. Das las Maiken in den Gesichtern, die schon alles gesehen haben und alles zu wissen scheinen. Wo hinschauen, um nicht traurig zu werden?

Im flackernden Licht der Talgkerze war in der fensterlosen Hütte mal dies, mal das zu sehen: fleckige Lehmwände, wurmstichige Bänke, leere Kisten und immer wieder faltige Gesichter, junge und alte. Und doch ist es nicht schmutzig dort; kein Spinnwebgewebe hängt in den Ecken. Die Familie lässt sich nicht gehen, will es nicht, stemmt sich dagegen an. Anders als Maikens Vater in der Brunswik sind sie leibeigen. Früher hatten sie Ackerland. Mussten es hergeben für Viehweiden und die Meierei der Großgrundbesitzer. Ganze Dörfer wurden niedergelegt. Dann die Umsiedlung in die Wik. Wovon leben? Mehr als Tagelöhner oder Melker bleibt ihnen nicht, und das Wenige, das sie hatten, nahmen die Soldaten.

Wenn sie nur helfen könnte! Sie schämt sich fast dafür, dass es ihr so gutgeht. Als Magd bei einem Kieler Kaufmann hat sie im Vergleich zu den Wikern wenig auszustehen. Aber mehr als den sicheren Platz in der Kaufmannsfamilie Westede hat sie auch nicht. Der Dienstherr ist großzügig, weiß um das Elend ringsum und überlässt ihr manchmal etwas von den Vorräten. Seine Frau sieht es nicht gern, hat auch an diesem Morgen mit verkniffenem Mund aufgepasst, was Maiken in ihren Korb packte, und dann scharf Einhalt geboten, als sie fand, dass es genug war. Maiken dankte und knickte ehrerbietig. Sie darf es sich nicht mit der Dienstherrin verderben.

Und dann, als sie alles auspackte, schien es doch so wenig, sind ihr die lauten Dankesworte der Familie peinlich gewesen. Beklommen saß sie zwischen der Tante und ihrem Mann, dem Großvater und den Kindern, erzählte die Neuigkeiten aus Kiel. Von den Soldaten, die fortgegangen sind, von den Soldaten, die gekommen sind. Davon, wie sie

sich in den Häusern der Kieler breitmachen, alles auffressen, was sie finden können, betrunken in den Straßen randalieren und die Mädchen anfassen.

Alles müsse man sich gefallen lassen, sagte die Tante verbittert. Soldaten dürften alles. Alles nehmen, alles fressen, alles totmachen.

Was für eine Zeit das sei, fragte der Onkel.

Die Zeit des Teufels, sagte die Tante.

Maiken war froh, als sie gehen konnte. Der Kummer der anderen schleicht sich in einen hinein wie eine Maus in eine Speisekammer. Man wird ihn nicht so leicht wieder los.

Trotzdem kann sie an diesem sonnigen Tag nicht lange betrübt sein. Wenn sie unterwegs ist, fällt alles von ihr ab. Das ist schon immer so gewesen.

Sie geht nicht geradewegs nach Kiel, sondern sucht die Pfade, auf denen sie wenig Gefahr läuft, Soldaten zu begegnen. Sie weiß, dass diese in der Umgebung herumstreifen, aber sie halten sich an die breiteren Wege oder machen sich welche. Als die Schweden zur Festung Christianspries zogen, sind sie quer über die Felder und Wiesen marschiert.

Zwischen der Wik und Suchsdorf verläuft ein schmaler Knickweg, den Maiken eine Zeitlang benutzt, vorbei am Moor im Westen davon. Auf einer langen Strecke gibt es keine Häuser und Wirtschaftshöfe, nur Felder.

Die zerstörten Äcker tun Maiken im Herzen weh. So viel ist verwüstet. Wieder einmal. Vor fünfzehn, sechzehn Jahren war der Krieg schon einmal da. Maiken kann sich kaum daran erinnern. Jetzt ist es schlimmer. Jetzt versteht sie, was sie bedeuten, die aufgewühlten spitzkantigen Erdhaufen, die aussehen wie erstarrter Teig. Sonnenlicht glänzt auf der braunen, getrockneten Erde. Und dazwischen die Stoppeln, wie die Knochen von Vergrabenen, die in ihrer Ruhe gestört wurden. Ein Igel sieht Maiken ratlos an, mit Augen, die aussehen wie die Knöpfe an der Uniform eines Zwergsoldaten, und rollt sich dann zusammen. Was zu

ernten war, haben erst die Schweden und dann die Kaiserlichen genommen. Daraus backen die Soldatenweiber in den Häusern der Kieler Brot.

Dabei sind die Ernten ohnehin oft schlecht. Die Sommer sind kalt, die Winter hart und lang. Die Alten behaupten, es sei schon besser geworden, früher sei es noch schlimmer gewesen.

Als Maiken ein Kind war, sagte der Vater manchmal, das Land sei gegen die Menschen. Dann wieder sei es der Himmel gewesen, der die Ernte verdarb. Als Strafe, wofür auch immer. Maikens Mutter hatte dazu nur den Kopf geschüttelt und ihr versichert, der Himmel sei ihr gut und sie solle zu ihm aufschauen ohne Furcht. Das tut sie jetzt, und was sie sieht, erscheint ihr – wie schon oft – wie ein prächtiges blaues Kleid, in das sie sich hineindenkt. Wie eine Königin würde sie aussehen, denkt sie und atmet tief ein. Birkengeruch. Sonnengeruch. Himmelsgeruch.

Sie vermisst die Mutter, die in allem das Schöne entdecken konnte und es der Tochter zeigte, bis sie es auch sah.

Sie sieht den Himmel, wie die Mutter ihn sah: Die Sonne scheint ihn schmelzen zu wollen. Blau tropft er der Erde entgegen. Die Hitze summt in Maikens Ohren. Schweißtropfen kitzeln sie in den Augenwinkeln. Der Staub des Weges glüht, am hellsten dort, wo gleich danach der Wald beginnt. Sie freut sich auf den Wald von Düsternbrook, den sie über Umwege und über das Brunswiker Feld erreicht hat.

Der Übergang ist seltsam. Eben noch macht das Sonnenlicht aus grünen Blättern gelbe, einen Schritt weiter wirken die nun dunkler grünen Blätter wie entkleidet.

Ein Rabe schreit heiser, als sie die kühlen Schatten erreicht.

Er kränkt sich, weil ich keine Rabin bin, denkt sie.

Auf dem samtig weichen Waldboden, in den ihre Stiefel leicht einsinken, liegen leuchtende Goldhaufen von Sonnenlicht. Sie läuft von einem zum nächsten und stellt